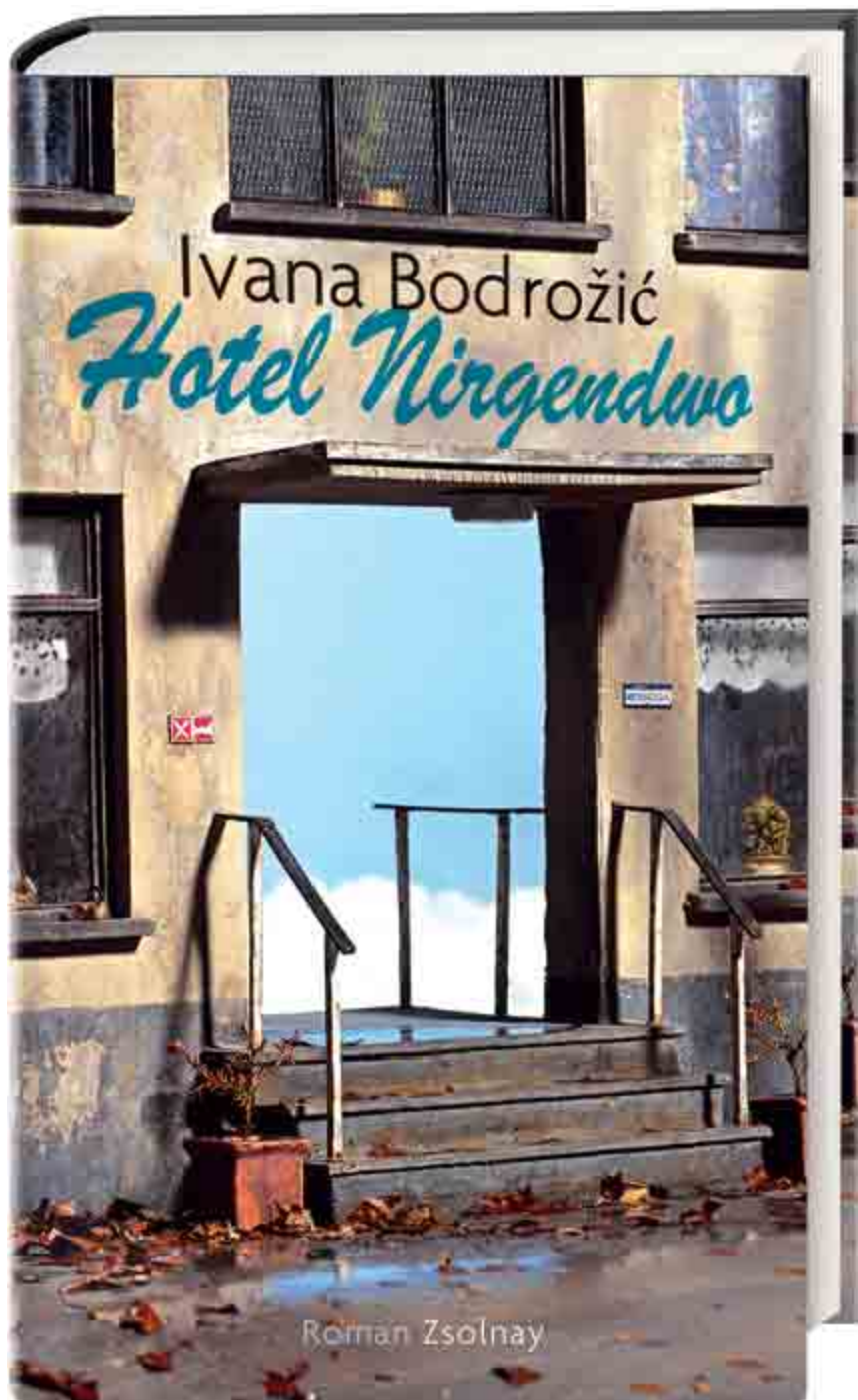




Roman Zsolnay



Zsolnay eBook

Ivana Bodrožić
Hotel Nirgendwo

Roman

Aus dem Kroatischen von Marica Bodrožić

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Hotel Zagorje* bei Profil International, Zagreb.

ISBN 978-3-552-05570-4

© Ivana Bodrožić 2010

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2012

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Datenkonvertierung eBook:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Ich erinnere mich an nichts, weiß nicht, wie es begonnen hat. Nur ein paar Gedankensplitter sind da. Geöffnete Fenster in der Wohnung, ein praller Sommernachmittag, die durchgeknallten Frösche vom Fluss Vuka. Ich schiebe mich an zwei Sesseln vorbei und singe vor mich hin. *Wer sagt es, wer wagt es, uns so zu belügen, Serbien klein zu nennen, uns so zu betrügen.* Mein Vater faltet die Zeitung zusammen, dreht sich zu mir um, und ich kann seine Nervosität förmlich spüren. »Was singst du denn da?«, fragt er. – »Nichts, das habe ich von Bora und Danijela gehört.« – »Ich will das nie wieder von dir hören. Ist das klar?« – »Ja, ist gut, Alter.« – »Was heißt hier Alter, elende Scheiße, ich bin dein Vater!«

Wir packen für die Fahrt ans Meer. Zum ersten Mal in meinem Leben machen mein Bruder und ich uns allein auf die Reise. Er ist sechzehn, ich bin neun Jahre alt. Unsere Nachbarin Željka kommt auch mit. Sie ist ein Jahr jünger als mein Bruder. Ich will so sein wie sie, und ich bin sehr aufgeregt, weil ihr unsere beiden Mütter aufgetragen haben, mich im Auge zu behalten. Ich kann vor lauter Aufregung die ganze Nacht nicht schlafen. Auf dem Tischchen zwischen meinem und dem Bett meines Bruders liegen die Reisepässe. Das Licht im Zimmer ist ausgeschaltet. Ich frage meinen Bruder, ob ich mich zu ihm legen darf. Mit flüsternder Stimme sage ich: »Wozu brauchen wir denn Pässe, wir fahren doch nur ans Meer,

oder?« - »Vater hat gesagt, dass wir, wenn es brodeln sollte, zu unserem Onkel nach Deutschland fahren werden«, antwortet er. Ich habe keine Ahnung, was er meint, was brodeln könnte, ahne aber, dass es etwas mit Politik zu tun haben muss, weil das Wort in letzter Zeit ständig in diesem Zusammenhang verwendet wird. Und ich habe ein kleines Äffchen, das ich nach unserem Präsident Meso benannt habe, weil es ihm ein bisschen ähnlich sieht.

Wir versuchen uns vorzustellen, wie es wohl bei unserem Onkel in Deutschland ist. Mein Bruder sagt, dort seien alle sehr reich und eine Wohnung, wie wir sie haben, sei da nur den Zigeunern gut genug. Ich liebe meinen Onkel sehr. Er kommt immer im Sommer und ist mit einer jungen deutschen Frau verheiratet. Wenn er redet, hören ihm alle aufmerksam zu, und er riecht so gut. Diesen Sommer hatte seine Frau, Gina, den Pudel mitgebracht, Oma und Opa wollen ihn nicht ins Haus lassen, sie sagen, er müsse im Schuppen schlafen. Daraufhin bricht ein großer Streit aus. Oma sagt, sie werde den Köter vergiften, und dann muss Vater alle beruhigen. Gina bleibt schließlich doch im Haus. Unser Onkel bringt immer Geschenke und Marzipan mit. Dieses Jahr habe ich einen Lederhandball bekommen, der sich nicht aufpumpen lässt. Mein Bruder hat einen Fußball bekommen, doch er hat kein einziges Mal mit ihm gespielt. Mein Bruder scheucht mich bald in mein Bett zurück. Noch lange denke ich über all das nach.

Der Busbahnhof in Vukovar stinkt, es ist früh am Morgen, ich bin jetzt müde und wäre am liebsten im Bett liegen

geblieben. Obwohl ich viel zu groß bin, trägt mich meine Tante, sie trägt mich den ganzen Weg lang. Sie hat eine weiße Hose und ein blaues T-Shirt an. Wir gehen auseinander und kommen wieder zusammen, dabei geben wir uns immerfort Abschiedsküsschen auf den Mund, so haben wir einen Vorwand, um Grimassen zu schneiden. Das ist unser Spiel, wir nutzen jede Gelegenheit, uns zu küssen.

Auf dem Busbahnhof sind viele Kinder, die man auf vier Busse verteilt. Die versammelten Eltern winken und winken, wir winken zurück. Ich kann meine eigenen Eltern nicht mehr erspähen, aber ich winke einfach den anderen, winke allen, auch denen, die ich gar nicht kenne, und die anderen winken mir zurück. Sie lachen und sagen, wir sollen auf uns aufpassen. Ein paar Mütter weinen. Einige von ihnen laufen uns bis zur Kreuzung nach, immer dem Autobus hinterher.

*

Ich war niemals zuvor auf einer Insel. Ich kann es kaum erwarten anzukommen. Wir reisen schon so lange, dass ich mich zwei Mal übergeben musste, aber ich bin nicht die einzige. Wir haben sogar schon mehrmals kurz das Meer sehen können, aber es war jedes Mal gleich wieder hinter irgendeinem Berg verschwunden. Ich bin traurig, weil es heute mit dem Baden nicht mehr klappen wird, aber ein bisschen Angst habe ich auch, denn schwimmen kann ich noch gar nicht.

Wir haben oft am Donau-Štrand an einer Stelle gebadet, an der das Wasser so flach ist, dass man beim Hineingehen richtig müde wird. Das Schwimmen habe ich also dort nie wirklich gebraucht. Zur Donau bin ich immer mit meiner Großmutter zu Fuß gegangen. Sie sagte, ich würde wie eine Axt schwimmen, die man ins Wasser wirft. Die anderen Kinder tobten mit ihren Schwimmwesten herum, und ich durfte nur ein bisschen meine FüÙe nass machen und mein Gesicht waschen.

Endlich kamen wir an, und mir wurde ein großes Zimmer zugewiesen, das ich dann mit weiteren zwölf Mädchen meines Alters teilen musste. Ich kannte keines von ihnen. Als ich es mir auf einem der Betten gemütlich gemacht hatte, kam Źeljka mit der Leiterin herein und sagte, dass wir uns nicht mehr trennen dürften. Auf diese Weise landete ich zusammen mit den älteren Mädchen in einem Zimmer. Ich war glücklich und verängstigt. Dass ich dort gegen die Regeln eingeschleust worden war, passte manchen von ihnen gar nicht, sie glaubten, ich würde sie ausspionieren und dann alles bei der Leiterin ausplappern, aber es dauerte nicht lange und wir hatten uns alle miteinander angefreundet. Ich redete nicht allzu viel, ging ihnen nicht auf die Nerven und war zu allen höflich. Sie nannten mich Kleine, und ich war verzaubert von ihren Schulterpolstern, Deodorants, von ihren Schminkutensilien und ihren hochfrisierten Ponys. Auf der Terrasse des Erholungsheims, der wir den Namen Vila Promaja gegeben hatten, fand jeden Abend eine Disco statt. Mich verfolgte

ständig ein Junge, den ich nicht kannte, aber alle drängten mich, mit ihm zu tanzen, weil er der Sohn einer berühmten Schauspielerin war. Tagsüber spielten wir »Mensch ärgere dich nicht« und trieben uns am Meer herum.

Eines Nachmittags wollte mein Bruder mit mir am Hafen spazieren gehen. Als wir das Ende der Mole erreicht hatten, stieß er mich plötzlich ins Meer. Ich fuchtelte mit den Armen, ich schrie, den Mund voller Wasser. Er stand an der Mole und trieb mich an. »Schwimm jetzt! Los, schwimm endlich!« Ich weiß nicht, wie es genau dazu kam, aber ich fand mich bald am Strand wieder. Ich fing an zu weinen, meine Kleider klebten an mir, an den Füßen hatte ich nur noch einen meiner weißen Lackschuhe. Mein Bruder sagte: »Na bitte, siehst du, du kannst es.«

So habe ich schwimmen gelernt.

*

Ich bin schon zwei Wochen länger am Meer, als es geplant war. Vor ein paar Tagen hatte es geheißen, es ginge zurück nach Hause. Doch kaum waren wir im Bus Richtung Hafen unterwegs, mussten wir wieder aussteigen. Dann begann alles von vorne, wir wurden zurück in unsere Zimmer gebracht und packten noch einmal unsere Reisetaschen aus.

Mein Bruder steht am Becken und wäscht mit der Hand unsere Unterhosen und Unterhemden. Wir haben keine saubere Wäsche mehr. Jeden Tag wird uns hier zum

Mittagessen gegrillter Fisch vorgesetzt, inzwischen sehnen wir uns regelrecht nach unserer Rückkehr. Wir gehen häufig zum kleinen Einkaufsladen und essen Paris-Sandwiches mit Gemüse und Joghurt. Jetzt tut es mir leid, dass ich meine neue Barbiepuppe zu Hause gelassen habe, eine echte, mit Gummifüßen, die sich verbiegen lassen. Ich hatte Angst, dass man sie mir klauen könnte. Mitgenommen habe ich nur die unechte aus Plastik.

Als ich eines Morgens auf den Hof des Erholungsheimes hinaus kam, sah ich dort plötzlich Mama stehen. Ich war so glücklich wie noch nie zuvor. Sie gab uns vier Kugeln Eis aus, und danach ging sie mit mir zum Friseur, der mir einen Stufenschnitt verpasste. Wir brachten sie und Željka's Mama, die ebenfalls gekommen war, in einem Sonderzimmer im Dachgeschoss unter. In dieser Nacht schlief ich mit Mama in einem Bett. Ich hörte ihrer Unterhaltung zu, sie redeten über ein rätselhaftes Durchschreiten von Maisfeldern, über Mira, die im neunten Monat ihrer Schwangerschaft Fahrrad gefahren war, ein Zug wurde erwähnt, in dem alle Vorhänge zugezogen werden mussten. Ich fand es einfach nur schön, im Bett zu liegen. Ich weiß, dass sich Mama mit Papa zerstritten hatte. Das hatte mir mein Bruder erzählt. Der Grund dafür war, dass er sich weigerte, Vukovar zu verlassen, er wollte sie nicht einmal nach Vinkovci fahren. Papa wollte bei niemanden den Eindruck erwecken, er würde auch nur

darüber nachdenken zu flüchten. Später sollte keiner mit dem Finger auf uns zeigen können.

Ich frage lieber erst gar nicht nach Papa, ich will Mama nicht traurig machen, obwohl ich gerne wüsste, wann er eigentlich zu uns kommen wird. Wir sind schon einen ganzen Monat am Meer, das neue Schuljahr hat inzwischen begonnen, und bis wir wieder nach Hause dürfen, müssen wir uns in einer anderen Schule einschreiben, es heißt, das erste Halbjahr dürfe nicht versäumt werden.

*

Auf dem Hauptbahnhof von Zagreb wartete ein Onkel auf uns. Wir fuhren durch die Stadt, die im Herbstlicht zu leuchten schien. Das Haus des Onkels war weit vom Zentrum entfernt, und mir kam es so vor, als hätten wir die Stadt längst wieder verlassen, aber dann erfuhr ich, dass das alles Zagreb war. Die Stadt war also so groß. Unsere Verwandten lebten in einer kleinen Zweizimmerwohnung im Souterrain. Uns brachten sie im oberen Stockwerk unter, wo alles leer stand. Ich schlief in der Regel unten bei meinen Cousins, nur dann nicht, wenn wir uns gestritten hatten. Anfangs hatten wir es sehr schön miteinander. Mein Bruder und ich wurden von allen umgarnt, und in der neuen Schule mussten wir fast nie lernen. Ich bekam ohnehin immer Einsen.

An einem Nachmittag, meine Cousine und ich waren gerade auf dem Weg nach Hause und liefen auf einer

Kiesstraße, hörten wir plötzlich das Heulen der Sirene, es war ein Luftalarm. Ich fing an zu schreien und zu weinen. Wir bekamen Panik und rannten in das nächstbeste Nachbarhaus. Es ist damals nichts weiter passiert, doch es hatte eine neue Zeitrechnung begonnen.

In der Wohnung unserer Verwandten wurde es immer enger. Als ich einmal das Badezimmer benutzen wollte, hinderte meine ältere Cousine mich daran, bat kurz um Verzeihung und sagte dann: »Das hier ist mein Haus, ich gehe da zuerst rein.« Und schon am nächsten Morgen, als wir gerade beim Frühstück saßen, sagte ihre jüngere Schwester zu meiner Mama: »Du isst uns noch das ganze Brot weg!« Am Anfang hatten sie ständig Kuchen gebacken, später nur noch zu besonderen Anlässen und dann gar nicht mehr. Dabei hatten wir ohnehin niemals den Kühlschrank aufgemacht, ohne sie vorher um Erlaubnis zu fragen. Manchmal, wenn wir uns schlafen legten, drangen ihre Stimmen aus der Küche zu uns, und wir konnten genau verstehen, was sie miteinander sprachen. Vater meldete sich in der Regel alle drei Tage bei uns, aber nun waren schon ganze acht Tage ins Land gezogen, ohne dass wir etwas aus Vukovar gehört hätten.

An den Samstagen trafen wir uns mit Željka und ihrer Mutter auf dem großen Marktplatz im Zentrum der Stadt. Wir umarmten und küssten einander, als hätten wir uns seit Jahren nicht mehr gesehen. Die beiden lebten wie wir bei Verwandten. Željkas und mein Vater waren zusammen in Vukovar geblieben. Wir versuchten uns immer wieder die

Rückkehr in unsere Stadt auszumalen. Dann gingen wir einen Börek oder ein Eis essen. Auf dem Nachhauseweg schwiegen wir überwiegend.

Am Anfang waren die Leute aus Zagreb einfach die besseren Menschen für uns. Sie waren schöner angezogen, sie promenierte auf breiter angelegten Straßen und großen Plätzen, sie fuhren mit der Straßenbahn und machten dabei auch noch einen völlig gelassenen Eindruck, als würden sie nichts Besonderes tun. Sie besaßen Toaster und Spülmaschinen, und in ihren Zimmerecken waren jede Menge Spinnweben. So sahen wir sie. Bald fuhren auch wir mit der Straßenbahn, kostenlos, mit einem gelben Kärtchen. Wir prägten uns die Strecken einiger städtischer Linien ein. Ich konnte den ganzen Tag lang herumfahren und dabei Salzstangen essen. Wir mussten ständig in irgendwelchen Amtszimmern vorstellig werden, zum Roten Kreuz und zur Caritas gehen, um unsere Lebensmittel abzuholen. Ich fand das alles sehr schön. Einmal bekamen wir von der Caritas eine Tasche voll mit Süßigkeiten und schleppten sie nach Črnomerc zur Straßenbahn, die rappelvoll war. Eine fein hergerichtete Dame, die in unserer Nähe stand, sagte laut zu ihrer Freundin, die ganzen Flüchtlinge seien an dem Gedränge in der Tram schuld. »Sie fahren nur hin und her, den ganzen Tag lang geht das so, immer nur hin und her.« Ich sah zu ihr hin und lächelte sie an, denn ich wusste ja, dass wir Vertriebene waren und keine Flüchtlinge, so wie die Menschen aus Bosnien.

Nach zwei, drei Monaten Aufenthalt in Zagreb wurden ein paar Dinge schließlich für uns alle alltäglich. Es kam der Herbst, und die regnerischen Tage häuften sich. Langsam, aber sicher hörte das Ganze auf, für uns unterhaltsam zu sein. Die dreihundert Mark, die Mama mitgenommen hatte, waren inzwischen offenbar ausgegeben. Immer weniger Menschen kamen aus Vukovar heraus, die uns Nachrichten von unseren Verwandten überbrachten. Dann hörten wir eines Tages, die Alten seien umgebracht worden. So nannten wir Papas Eltern. Abgeschlachtet. Das war das Wort. Ich hörte es sehr deutlich, während ich mich hinter dem Elektroherd versteckte, der zwischen Flur und Küche stand. Ich denke, die Erwachsenen wussten, dass ich dort war, taten aber so, als hätten sie mich nicht gesehen, und ich tat so, als hätte ich sie nicht gehört. Dann wurden alle wieder sehr nett zueinander, und ich vergaß den Vorfall. Mama verschwand immer öfter im Bad und kam mit geschwollenen Augen heraus. Papa hatte schon eine ganze Weile kein Lebenszeichen von sich gegeben. In dieser Zeit beteten meine kleinere Cousine und ich ständig zu Gott. Wir knieten vor der Couch nieder und beteten, für alles, was uns einfiel, und zwar so lautstark, dass uns niemand, der sich in unserer Nähe befand, überhören konnte. Wir beteten für den Frieden, für die kroatische Garde, für die Stadt Petrinja, für Cäsar und Kleopatra. Dann machten wir einen Unsinn nach dem anderen und lachten uns krumm, da passten wir aber auf, dass uns niemand dabei

beobachten konnte. Die Erwachsenen lobten uns für unsere Gebete, und ich erzählte allen, dass ich später Nonne werden wollte. Wir gingen sogar so weit, eine heilige Messe durchzuspielen.

Eines Tages platzte während einer unserer Séancen der Postbote herein. Er hatte einen Brief von Papa in der Hand. Er schrieb, dass es ihm gutgehe und dass er nicht verwundet sei, dass wir ihm sehr fehlten und wir uns alle bald wiedersehen würden. Die Erwachsenen befanden, dies sei ein gutes Zeichen, und wenn irgendjemand die Männer aus dieser Hölle befreien könne, so seien es unschuldig betende Kinder wie wir. Wir waren stolz auf uns. Ein paar Tage später verguckte ich mich in Luka. Er war meine erste Liebe, obwohl er in eine höhere Schulklasse ging. Ich gab damals die Sache mit der Nonne auf, aber noch lange danach betete ich ergeben zu Gott.

*

Ich kam nach der zweiten Pause nach Hause. Mama saß im Dunkeln und war auf dem Stuhl zusammengesunken. In den Abendnachrichten sagten sie nichts, aber nach der Wetterprognose ließen sie das Lied *Meine Rose* von Prljavo Kazalište laufen. Sie wusste sofort, was das bedeutete. Die Stadt war gefallen. Die Slowenen ließen die Meldung über Teletext laufen. Aber unsere kroatischen Medien schwiegen. Vielleicht wusste man nicht, was man den Menschen eigentlich sagen sollte.

Für uns scheint nun alles vorbei zu sein. Die Stadt ist gefallen, wer sich gerettet hat, der ist davongekommen. Was mit den anderen passiert, das weiß Gott allein. Meine Tante kommt und umarmt Mama. Sie sagt zu ihr, dass das nicht wahr sei, dass sie bestimmt lügen und dass die Slowenen kein Stück besser als die Serben seien. Vukovar ist gefallen, und das beunruhigt mich, weil ich nicht genau weiß, was das eigentlich bedeutet, und es kommt mir dumm vor, ausgerechnet jetzt danach zu fragen. Mama schickt mich ins Bett, und sie alle bleiben noch lange wach.

In den frühen Morgenstunden weckt uns das Läuten des Telefons. »Ich lebe, ich bin gesund, wir sehen uns bald.« Das war alles, was er gesagt hat. Kein Wort darüber, wo er sich befindet, wann wir uns sehen würden, von wo aus er uns anruft. Glücksübermannt springen wir auf den Betten herum. Wir umarmen uns. Wir küssen uns.

An diesem Tag gingen mein Bruder und ich nicht in die Schule. Wir zogen uns an und machten uns zusammen mit Mama auf den Weg in die Stadt. Von dem Geld, das wir noch hatten, kauften wir etwas Fleisch und ein paar Kuchenstücke in der Konditorei. Mama und meine Tante räumten den ganzen Nachmittag auf. Und am Abend fingen wir mit dem Warten an. Ich las ihnen aus ihren Tassen den Kaffeesatz und rannte jedes Mal zum Fenster, wenn ich ein Auto zu hören glaubte. Obwohl es schon weit nach Mitternacht war, wurden wir nicht ins Bett geschickt. Wir nahmen an, dass Papa in Vinkovci war, dachten, dass dort

Chaos und Unordnung ausgebrochen waren, vielleicht, so spekulierten wir, mussten alle durchsucht und irgendwie kategorisiert werden, möglicherweise musste man Fahrgelegenheiten finden und all solche Dinge. Schließlich gingen wir drei nach oben, Mama machte am Fenster eine Kerze an und blieb noch lange auf. Am nächsten Tag mussten wir zur Schule. Lidija, die mit mir in einer Klasse war, erzählte, ihr Vater hätte sich erst vorgestern herausgekämpft. Sie sagte, mein Vater sei bestimmt gefangen genommen worden. Ich rief nach dem Lehrer. Ich wollte nicht mehr neben ihr sitzen.

*

Unter dem Weihnachtsbaum lag eine Jeans für mich, mit Flickern auf den Knien, das war das, was ich mir am meisten gewünscht hatte. Mein Bruder bekam Schreibhefte, auf denen vorne die kroatische Fahne abgebildet war, und einen Stoffrucksack für die Schule. Er sah damit sehr cool aus, und ich glaube, das freute ihn, weil er bisher seine Bücher immer in der alten Aktentasche unseres Onkels getragen hatte. Ich wollte Mama etwas schenken, aber ich hatte kein Geld, um etwas zu kaufen. Ich kam auf die Idee, eine Packung Benson & Hedges aus ihrer Zigarettenslange zu klauen und sie zusammen mit dem »Königreich der Tiere« in buntes Papier einzuwickeln. Meine Cousinen bekamen einen Kombi für ihre Barbies. Wir waren im Grunde alle zufrieden mit den Geschenken.

In diesem Winter fiel jede Menge Schnee, und wir verbrachten die Zeit draußen mit Rodeln. Bald begann das zweite Halbjahr, und ich ging immer noch in die gleiche Schule, dabei war ich mir sicher gewesen, ich würde dieses Halbjahr in Vukovar beenden. Eines Abends kam mein Onkel von der Arbeit nach Hause und sagte zu Mama, dass er von einer leeren Wohnung in Novi Zagreb erfahren habe. Man müsse sie lediglich aufbrechen. Er sagte, ein Verwandter von ihm könne uns helfen und das für uns erledigen. Nach dem Einbruch, so der Plan unseres Onkels, würde der Verwandte verschwinden, und Mama würde auf die Polizei warten. Niemand, sagte er, wirklich niemand werfe eine Frau mit zwei Kindern aus einer leeren Wohnung auf die Straße. Und wenn dies doch geschehen sollte, so würde man mit Sicherheit eine andere Unterkunft für uns finden. Das sei mehr als genug, das sei wirklich alles, was er noch für uns tun könne.

Željka und ihre Mama sind auch von ihren Verwandten weggegangen, man hat sie nach Pula geschickt, in irgendeine Kaserne. Wir haben danach einmal telefoniert, sie haben beide geweint.

*

Ich war noch nie vorher im fünfzehnten Stockwerk gewesen. Die Nacht, bevor wir in die Wohnung gezogen sind, habe ich bei Omas Bruder in Samobor verbracht. Oma hatte es geschafft, sich über Novi Sad und Ungarn aus

Vukovar zu retten. Sie hatten also nur meinen Opa abgeschlachtet. Eine Zeitlang lebte Oma im Keller mit ihrer Nachbarin Marica. Die Serben hatten sie vergewaltigt und ihr ein Auge weggeschossen. Oma war heil davongekommen. Die beiden haben sich mit rohen Eiern und Schnaps am Leben erhalten. Dann ist es Oma irgendwie gelungen abzuhausen, Marica ist ihr erst viel später gefolgt. Meine Oma erzählte den Leuten immer wieder, was sie alles erleben musste. Sie war überzeugt davon, dass ihr Sohn ermordet worden war. Das wollte sich aber niemand anhören. In ihrem Haus, auf dem kleinen Schränkchen neben dem Telefon, hatte ein Bild gestanden, auf dem Papa, Bruder, Onkel und Opa zu sehen waren. Als die Serben das Haus gestürmt hatten, nahm einer von ihnen das Bild in die Hand, betrachtete es eine Weile und sagte dann, früher oder später würde er jeden einzelnen finden, der darauf abgebildet war.

Oma brachte mich aus Samobor direkt in die neue Wohnung und zog noch am gleichen Tag bei uns ein. Meine Mama machte uns die Eingangstür des Wolkenkratzers auf. Sie war übermüdet, aber sie lächelte. Es war eine Zweizimmerwohnung, der Besitzer lebte nicht darin, die letzte Mieterin war offenbar eine Serbin aus Derventa gewesen. Sie hatte hier nur als Untermieterin gewohnt. Man hatte ihr die Wohnung illegal vermietet, davon wussten wir aber anfangs nichts. Sie war fortgegangen, kostete aber meine Mutter dennoch ein paar Jahre ihrer Lebensenergie, denn sie hatte im Kühlschrank ein Ei liegen

lassen. Als Mama die Wohnung betrat, machte sie als erstes den Kühlschrank auf. Darin erblickte sie das Ei und starb augenblicklich fast vor Angst, weil sie dachte, sie hätte sich schuldig gemacht und hier würde doch noch jemand leben.

Der eigentliche Vermieter der Wohnung war ein Mann, der unter Höhenangst litt. Das Apartment gehörte seiner Firma, er selbst hatte aber nie hier gewohnt. Dennoch erhob er Klage gegen uns und verlangte, dass wir auf der Stelle hinausgeschmissen werden. In der Anklage stand, er sei mit seiner Frau über Weihnachten verreist gewesen und hätte bei seiner Rückkehr Einbrecher in der Wohnung vorgefunden. Er führte auf, es bestünde die Gefahr, er würde seiner persönlichen Dinge entledigt werden, und äußerte die Befürchtung, sein Mobiliar könnte von uns beschädigt werden.

Vor Gericht wurden wir von einer berühmten Verteidigerin vertreten, kostenlos, und in einer Zeitung erschien sogar ein Artikel über uns mit dem Titel »Das Gesetz schreiben die Tränen«. Ich habe ihn unzählige Male gelesen, bis ich ihn irgendwann auswendig konnte:

Die Räumungsklage, die in diesen Tagen eine Familie aus Vukovar erreicht, werden viele von uns als einen klaren Regelverstoß interpretieren. Die dreiköpfige Familie hat sich mit Gewalt Zugang zu einem der Hochhäuser von Novi Zagreb verschafft. Es ist das übliche Schauspiel, das wir dieser Tage immer wieder erleben. Aber nun müssen wir

uns fragen, was soll noch alles passieren, während wir seit Monaten nur noch mit den Schultern zucken können, wenn wir tagein, tagaus von ähnlichen Einbruchsfällen erfahren, die neuerdings durch Uniformen, Kampfzonen oder Flüchtlingsströme legitimiert werden ...

Bevor wir die Familie aus Vukovar besuchten, haben wir recherchiert und festgestellt, dass unter den Einbrechern von Fall zu Fall ganz unterschiedliche Ansichten über Gesetz und Anstand herrschen. Die Schicksale der Einbrecher sind zudem alles andere als identisch. Lediglich die Art und Weise, wie der Einbruch vonstatten geht, unterscheidet sich ein wenig, jedoch ist immer die gleiche Struktur erkennbar. Die Geschichte beginnt in der Regel mit der Nachricht um eine leerstehende Wohnung, es finden sich dann ein, zwei Mutige, die das Schloss knacken, und das Ganze endet damit, dass die Polizei kommt.

Dieses uns allen bekannte Szenario hat im vorliegenden Fall nun eine ganz neue Wendung bekommen; der Familie aus Vukovar liegt eine eigenartige Räumungsklage und ein dringlicher Bescheid vor, zu einem ungewöhnlich kurzfristigen Zeitpunkt vor Gericht zu erscheinen. Und noch etwas ist hier auffällig: das vollkommene Desinteresse des ominösen Wohnungsbesitzers bzw. Vermieters. Die Nachbarn und die Familie aus Vukovar erzählen, dass er nicht einmal an der Tür seiner Wohnung vorstellig geworden ist, um zu sehen, wer sich überhaupt darin befindet. Es stimmt, dass er das Gebäude betreten hat, aber die neuen Mieter hat er bei der Gelegenheit nicht

aufgesucht. Es handelt sich hier nämlich, darüber sind sich alle einig, um eine Art PHANTOM-VERMIETER.

Im Gespräch mit den Hausbewohnern konnten wir in Erfahrung bringen, dass der Mann in den vergangenen sieben Jahren nicht ein einziges Mal im besagten Gebäude gesehen worden war. Vor drei Jahren gingen während eines heftigen Sturms in Zagreb sogar die Fenster zu Bruch, und die Wohnung verkam zu einer Brutstätte für Tauben und Ungeziefer. Aber auch das kümmerte den jetzt plötzlich so besorgten Herrn nicht im geringsten, und er ließ sich damals nicht ein einziges Mal vor Ort blicken. Die toten Tauben und den Müll räumte ein älterer Herr weg, wahrscheinlich der Vater des Mannes, so vermuten es jedenfalls die anderen Bewohner des Hauses. In der Zweizimmerwohnung lebte eine Weile lang eine Untermieterin, die niemand im Haus leiden konnte. Obwohl sie dort insgesamt drei Jahre verbrachte, wurde das Apartment offiziell als leerstehend geführt. Die Leute aus Vukovar betonen, dass sie niemals in die Wohnung gezogen wären, wenn sie von der Frau gewusst hätten. Die Wohnung wurde zufälligerweise gerade am Tag ihres Einzugs von einer dreiköpfigen Kommission aus dem Unternehmen inspiziert, in dem der eigenartige Besitzer beschäftigt war und das ihm diese Wohnung zur Verfügung gestellt hatte. Das Unternehmen wollte sich darüber Klarheit verschaffen, wer sich eigentlich in der Wohnung befindet, da Sozialwohnungen dieser Art bald verkauft werden sollten. Als sich die Mitarbeiter des Unternehmens

mit den Tränen und dem Schicksal der Familie aus Vukovar konfrontiert sahen, gaben sie nach. Man wollte aber den ganzen Vorgang auf eine legale Ebene heben und ihnen die dafür notwendigen Bescheinigungen ausstellen. Sie durften die Wohnung zeitweise und so lange nutzen, bis eine neue Bleibe für sie gefunden war. Ein Mitglied der Kommission sagte sogar zu ihnen: »Lieber bringe ich Sie in meinem Haus unter, als sie jetzt auf die Straße zu setzen ...« Da viele Leute des sogenannten Kriegseinbrechertypus großes Interesse an einer Wohnung in der Hauptstadt haben, war es völlig klar, dass der Verbleib dieser Familie in der Wohnung nur eine vorübergehende Lösung sein konnte, bis sich die zuständigen offiziellen Institutionen um eine grundsätzliche Lösung des Flüchtlingsproblems kümmern würden. Bis dahin, befand die Unternehmenskommission, durfte man die Leute nicht einfach auf die Straße werfen.

Die Tragödie dieser Familie mit zwei Kindern begann mit dem Fall von Vukovar. Seitdem ist das Schicksal des Vaters unbekannt. Er war in der Stadt geblieben, um diese gegen die Tschetniks und die Jugo-Armee zu verteidigen; danach hat sich jede Spur von ihm verloren. Im Verzeichnis der Verwundeten und Umgekommenen taucht er nicht auf, er ist nicht auf der Liste des Internationalen Roten Kreuzes zu finden, das auch in den serbischen Lagern Überprüfungen vorgenommen hatte ... Die einzige Hoffnung, die noch bleibt, ist, dass sich der Vater in einem der nicht offiziell registrierten serbischen Lager befindet, zu denen das Internationale Rote Kreuz keinen Zugang hat.

Den Verlust ihres Besitzes (zwei Familienhäuser und eine Wohnung) würden sie noch irgendwie verwinden können, sagt die Familie, aber in Vukovar hat man ihrem Großvater die Kehle durchgeschnitten. »Wir wollen nichts, was uns nicht gehört, wir wollen einfach zurück zu unserem Hab und Gut, selbst wenn alles dem Erdboden gleichgemacht ist. Wir bitten Sie nur um ein Dach über dem Kopf und um ein bisschen Verständnis. Wir müssen hier leben, lieber aber würden wir schon heute als morgen nach Hause zurückkehren.« So die Worte der Mutter, von der wir noch am Ende des Gesprächs Folgendes hörten: »Mein Sohn überquert die Straße bei Rot, ohne auf die Ampel zu achten. Er sagt: Es macht keinen Unterschied, ob ich lebe oder sterbe.« Die Mutter weint immerzu. Sie ist dreißig Jahre alt.

*

Am Anfang benutzten wir nur eines der Zimmer und die Küche. Im zweiten großen Raum lagen noch immer die Sachen der fremden Frau, die kurz vor unserem Einbruch ausgezogen war. Mama trichterte uns ein, nichts davon anzurühren. Jacken, bunte Tücher, Schmuck, Stiefel und ein rotes Täschchen lagen so lange in der Mitte des Zimmers herum, bis irgendwann Željka und ihre Mama zu uns zogen. Daraufhin schoben wir alles in eine Ecke und legten eine Plastikdecke darüber.

In der Kaserne, in der die beiden mehrere Wochen verbracht hatten, mussten sie das Bad mit fünfzig Leuten teilen, im Zimmer waren sie genauso viele, und alle schliefen auf Eisenhochbetten. Sie hielten es dort einfach nicht mehr aus. Jetzt lebten wir zu sechst in der Wohnung. Mich freute es sehr, dass wir wieder zusammen waren, denn trotz allem war das doch ein Grund zur Freude. Ich glaube, nur meiner Oma war es nicht ganz recht, aber sie bekam ihr eigenes Bett. Wir schliefen alle auf dem Boden, auf Stepp- und Daunendecken, die wir eine neben der anderen auf den Boden legten.

Gegenüber wohnte eine Dame namens Barica, die immer auf mich aufpasste, wenn die anderen Besorgungen machten. Sie machte mir Palatschinken mit Tomatenmus, fuhr mit mir nach Bundek zum See, auf die Bergspitze in Sljeme und nahm mich auch mit zu ihrer Schwester ins Vorgebirge von Šestine. Sie hatte nie geheiratet und hatte keine Kinder, deshalb liebte sie mich sehr. Die Wohnung direkt neben uns gehörte Onkelchen Rudi und Tantchen Nina. Die beiden brachten manchmal Mohnkuchen vorbei. Tantchen Nina hatte immer ein Pendel bei sich und ließ es ausschwenken, um uns mitzuteilen, ob es etwas Neues von Papa gab. Das Pendel sagte immer, dass mein Vater noch am Leben und nicht begraben und dass er bei bester Gesundheit war. Nina war es auch, die meiner Mama Telefonnummern von Hellsehern und Numerologen gab, die uns dann das Gleiche wie sie sagten. Ein Mann, der es geschafft hatte, durch einen Gefangenentausch aus der